

». . . Aber es wird auch dann noch Gnade geben«

*Zum 100. Geburtstag von Gertrud von le Fort*

*Von Christoph von Schönborn OP*

Um das Werk Gertrud von Le Forts ist es erstaunlich schnell still geworden. Die Dichterin der »Hymnen an die Kirche«, von Paul Claudel als große Hoffnung begrüßt, scheint heute nicht mehr in den »Curricula« des Deutschunterrichts auf. Es ist kaum zu erwarten, daß die Romane und Erzählungen le Forts heute noch so ansprechen wie »zu ihrer Zeit«. Hat die Dichterin also »ihre Zeit gehabt«? Kann man ihre Werke noch anders lesen denn als »Materialien zur Literaturgeschichte«? Zweifellos fehlt der Dichterin heute das große Publikum, das sie im ersten und sogar noch im zweiten Nachkriegsdezennium hatte. Die Gründe für diese schnelle »Entfremdung« lassen sich sicher nicht leicht auf einen Nenner bringen.

Manches mag am Stil der Dichterin liegen, dem historisierenden Ton mancher Erzählungen, einem gewissen Sprachmanierismus — obwohl das alles auch bei anderen, durchaus aktuell gebliebenen Autoren zu finden ist (ich denke etwa an den »Erwählten« von Thomas Mann). Die schwere Fracht theologischer Gedanken mag manchmal die erzählerische Beweglichkeit hemmen, so daß gelegentlich der Eindruck entsteht, es gehe vor allem um die Veranschaulichung einer religiösen Idee. Doch gibt es genügend Beispiele »kopflastiger« Literatur, die sehr im Schwang sind (Bert Brecht z. B.). Was immer die Gründe für den schnellen Rückgang der literarischen Beliebtheit G. von le Forts sein mögen, es geht hier nicht darum, nach den publizistischen Überlebenschancen und nach der literarischen Gültigkeit ihres Werkes zu fragen. Claudel war überzeugt, daß hier eine Dichtung vorliegt, die bleiben wird. Ob er recht hat, wird erst die Zukunft zeigen. Jetzt sind wir wohl noch zu nahe der Zeit und dem geistigen Raum, in denen Gertrud von le Fort lebte und in denen ihr Werk atmet.

Ich vermute, daß hier die Hauptschwierigkeit liegt, heute von le Fort zu lesen. Wir haben noch nicht die nötige Distanz, weniger von der Person der Dichterin als vielmehr von der nahen Vergangenheit und ihren Wunden. G. von le Fort ist zu sehr ihrer Welt verbunden, sie hat an ihrem »Bekenntnis zum wahrhaftig heiligen Deutschland« (E. Przywara) mit einer Offenheit und einer ideologischen Unbekümmertheit festgehalten, die manchem Leser zu direkt und fast peinlich vorkommen mögen. Vielleicht wird es einer kommenden Generation vorbehalten sein, unbelastet von den Traumata der Vergangenheit die Dichterin neu zu entdecken. Der Verfasser dieser Zeilen gehört einer Generation an, für die die Welt G. von le Forts bereits Geschichte ist. Wenn im folgenden versucht wird, die Herkunft der Dichterin und ihre geistige Welt zu befragen, so ist dieses Interesse keine »nostalgische« Rückschau, verbunden mit einer Jeremiade über die gegenwärtigen Zustände. Es geht vielmehr um eine Frage, die, jenseits aller literarischen Bewertung, an einen *Menschen* gerichtet wird, der intensiv die Umbrüche seiner Zeit durchlebt hat und der geahnt hat, daß diese noch größere ankündigen. Es

geht darum, einen großen Christen um eine Weisung für das auf uns Zukommende zu befragen, um die prophetische Bedeutung Gertrud von le Forts.

### Ortung

Die Herkunft G. von le Forts macht es nicht leicht, ihr Werk bei den weithin gängigen Kriterien der Germanistik zu akkreditieren. Die »sozio-ökonomische Basis«: preußisches Landadelnleben, »spätbürgerliche Bildung«, all das ist nicht gerade dazu angetan, ihr einen Platz in den »Rahmenrichtlinien« des Literaturunterrichts zu sichern. Freilich hat auch G. von le Fort von sich aus wenig getan, um dieser Schwierigkeit zuvorzukommen. Ihre Romane und Erzählungen handeln fast unbekümmert in der Welt, in der sie aufgewachsen ist. »Die Unschuldigen« (1953), »Am Tor des Himmels« (1954), »Das fremde Kind« (1961) evozieren die untergehende Welt des ländlichen »feudalen« Schloßlebens. Sowenig die Dichterin sich dieser Herkunft schämt und sie verleugnet, sowenig wird »all das Vergangene« erklärt:

»Es war nicht das »Unsoziale«, wie man später behauptet hat, an dem unsre damalige Welt scheiterte – es war nur, daß eine Zeit sich überlebt hatte, warum, weiß ich nicht – es ist das Geheimnis des Weltgeschehens, das in sich Vollendete zu überwinden. Was damals stürzen sollte, war nicht falsch, aber es hatte seine Möglichkeiten erschöpft« (E 569) <sup>1</sup>.

»Dichtung ist keine Arbeit neben dem Leben, sondern eine Form des Lebens« (E 151). Die Frage nach dem Sinn des Vergehens, noch mehr vielleicht nach dem, was sich in allen Vergehen als das Bleibende, Rettende erweist, die Frage nach dem großen »Geheimnis des Weltgeschehens« stellt sich für die Dichterin von ihrem Leben her – ihr dichterisches Werk ist ein Suchen nach der möglichen Antwort. Eine ihrer Gestalten sagt einmal: »Ich gehöre auf der ganzen Linie einer geopferten Generation an – einer zum Tode berufenen« (E 160). Daß das Opfer dieser Generation, daß die Hekatomben unschuldig vernichteten Lebens im letzten nicht sinnlos dahingegeben wurden, ist der Glaube, der aus G. von le Forts Werken spricht. Ich bin überzeugt, daß diese Gestaltmitte das Werk der Dichterin, wenn nicht ins zeitlos Bleibende, so doch ins prophetisch Gültige erhebt, daß es heute von bedrängender und befreiender Aktualität ist.

Zum Tode berufenes Leben – ist das nicht, soll es die Mitte der Geschichte sein, jene tragische Schau der Geschichte, wie sie Reinhold Schneider beschworen hat? In der düsteren Rückschau (»Verhüllter Tag«) sieht er sein Leben und das zahlloser Zeitgenossen in die Tragik unausweichlicher Untergänge hineingerissen. In seinem Werk ringt er »um die Bewältigung des Untergangs«. Hinter all den Zusammenbrüchen der Geschichte und der Gegenwart enthüllt sich ihm eine »unlösbar tragische Situation« (178): »Ich höre nichts anderes als eine nicht aussagbare tragische Melodie«. Was sich hier auftut, ist nicht mehr nur der unausweichliche Konflikt der Geschichte, es ist eine Tragik, die tiefer reicht, bis an die

<sup>1</sup> Die Werke sind mit folgenden Abkürzungen zitiert: E = Die Erzählungen. München 1968; HK = Hymnen an die Kirche. München 1924; HL = Hälfte des Lebens. Erinnerungen. München 1965; WG = »Woran ich glaube und andere Aufsätze. Zürich 1968; WM = »Der Kranz der Engel« im Widerstreit der Meinungen. München 1950.

Wurzeln des Seins: »Nun näherte ich mich wieder, vereinsamend, der Landschaft meiner Jugend: einem Felsental, dessen Ausweg ich nicht sehe, dem ›dunklen Ort‹, in dem ein unlösbarer Schmerz begraben ist. Dieser Schmerz ist nicht Schickung oder Folge, sondern Wesen« (213). So waltet in der Tragik der Untergänge nicht letztlich geschichtliche Dramatik, sondern ein ewiges Drama (220), hinter und jenseits aller Zeit: die Tragödie ist in Gott selbst, wenn anders »allem Göttlichen der Widerspruch eigen ist«, das doppelte Antlitz von Licht und Finsternis, »Begnader und Zerstörer« (224). Ist dem freilich so, dann sinkt die Dramatik der Menschengeschichte zu einem bloßen Widerschein des ewigen Dramas herab, das es zu erkennen und zu ertragen gilt. Reinhold Schneiders rückblickendes Fragen nach dem Sinn all der Untergänge nähert sich hier der gnostischen Lösung (vgl. 80 f.). Zum »Unmöglich-Notwendigen« des Lebens gilt es zu erziehen:

»Wie hätte die Schule Menschen für eine Epoche der Zusammenbrüche ausrüsten können – und das war ja ihre Aufgabe –, da ihre eigenen Fundamente einbrechen? . . . Wenn der Ort unseres Lebens Geschichte ist mit der unermesslichen Verpflichtung dieses Namens, so bleibt nichts anderes übrig, als die Jugend auf das Tragische des geschichtlichen Lebens, seine Unheilbarkeit vorzubereiten. Denn in der Geschichte erscheinen notwendige Ansprüche, die notwendig unerfüllt bleiben« (37 f.).

Man kann nicht verschiedene Lebenswege, den R. Schneiders und den G. von le Forts, gegeneinander aufrechnen. Auch bleibt die Frage, ob hier der Dichter des »Philipp II« und des »Innozenz III« nicht hinter dem Anspruch seines eigenen Werkes zurückbleibt. Es geht nur darum, wie die »Bewältigung des Untergangs« versucht wird. Es ist kein Zufall, daß der späte R. Schneider in der »protestantischen Gestalt« des Christentums (89) den letzten möglichen Ausdruck seiner »Lebensstimmung« (216) findet, in Luthers einsamer Erfahrung des »Zusammenfalls des Vernichtet- und Gerettetseins« (70, 212).

Nicht in einer »unaussagbar tragischen Melodie«, sondern in der »Stimme der Braut« hört G. von le Fort die Antwort über den Sinn all der Untergänge. Der unverwechselbar eigene Klang dieser Stimme ist es wohl, der einen in den Werken der Dichterin berührt und nicht mehr losläßt, von den »Hymnen an die Kirche« bis hin zu ihrer letzten Erzählung, »Der Dom«, in der in geläutert kindlicher Klarheit noch einmal die Heimatlichkeit der Kirche geschaut wird. Ich glaube, es gibt wenige Gestalten unserer Zeit, die mit solch prophetischer Eindringlichkeit im Geheimnis der Kirche die Mitte der geschichtlichen Umbrüche gesehen haben. Im Licht dieses Geheimnisses hat G. von le Fort Zerrissenheit, Vernichtung und Haß ihrer Zeit bewältigt, nein, man müßte genauer sagen, durchliebt. Denn von der Kirche, und von ihr als einziger in der Menschengeschichte, heißt es: »Deiner Stunde schlägt keine Stunde, und deine Grenzen sind ohne Grenzen, denn du trägst im Schoße das Erbarmen des Herrn!« (HK 21).

G. von le Fort hat mit Bestimmtheit ihren Glauben an den Sieg des Erbarmens bekannt (und es gibt nur ein Erbarmen, denn selbst »die Barmherzigkeit der Welt ist deine entlaufene Tochter . . .«; HK 22): »Ich glaube an die Liebe Gottes, ich glaube an den Menschen, ich glaube selbst im Atomzeitalter an den Sieg des Erbarmens« (WG 67). Das ist kein naiver Fortschrittsglaube. Die Verfasserin der »Ewigen Frau« hat ständig auf die Gefahr hingewiesen, daß der

Mensch, und besonders die Frau, ein »Maschinenherz« bekommen, wo sie im technischen Beherrschenwollen unvermerkt zu Beherrschten werden. Aber gerade diese Niederlage der Menschlichkeit wird zum Angebot der Gnade. Die Dichterin sieht den Sinn der Mariendogmen darin, daß »das Bild der schmerzreich Unterlegenen« (39) den Weg weist, der »auch unserem technischen Zeitalter zum Durchbruch eines menschlichen helfen« kann (40). »Glauben an die schöpferischen Kräfte auch unserer Zeit« (118) ist nicht Sache eines platten Optimismus, sondern Glauben an die Wirklichkeit der Kirche und des göttlichen Erbarmens, das sie im Schoß trägt. In diesem Glauben kann sie sogar sagen: »Wo eine Welt untergeht, da heißt es nicht zurückblicken« (128).

Die Sicherheit, mit der G. von le Fort diesen Glauben in ihren Werken ausspricht, mag freilich heute eine weitere Schwierigkeit sein, der Dichterin zu begegnen. Gewißheit ist unwillkommen, Bestimmtheit des Glaubens wird verdächtigt, das suchende Fragen, das Wagnis des Glaubens unzeitig abzubrechen. Der Verdacht kann nur aufkommen, wo dem Finden das Suchen vorgezogen wird, wo Glaubensgewißheit als Unglauben abgelehnt wird: »Ihr seid wie eine Straße, die nie ankommt . . .« (HK 18). Gewiß liegt auch hinter der klaren Bestimmtheit G. von le Forts ein langes Suchen; an dessen Ende steht freilich die Stimme der Kirche:

»Du sprichst zu den Zweifelnden: ›Schweiget, und zu den Fragenden: ›Kniet nieder!«

Du sprichst zu den Flüchtigen: ›Gebt euch preis, und zu den Flügelnden: ›Laßt euch fallen!« (HK 13).

Einzig von der Kirche gilt: »... und jede Wallfahrt findet an dir nach Hause« (HK 13).

### *Herkunft*

Die Dichterin hat ihr persönliches Leben nie der neugierigen Öffentlichkeit preisgegeben. Von diesen »behüteten Quellen« ihres Werkes sprechen nur einige verhaltene Erinnerungen (»Hälfte des Leben«), die sicher nicht eine Autobiographie sein wollen (»Wehe, wer sich selbst historisch wird . . .« E. Staiger, WM 5), eher »eine stille Rechenschaft« (HL 6).

Die fast schattenlose Kindheit und Jugend ist »erfüllt vom letzten Glanz einer untergehenden Epoche« (40), »was aber natürlich uns Kindern und wohl auch unseren Eltern in keiner Weise bewußt war« (15). Wenn die Dichterin sich an die Welt ihrer Kindheit und Jugend erinnert, an das heimatliche Gut im Mecklenburgischen, den rokokuartigen Zauber der Residenz Ludwigslust, das kaiserliche Berlin, so überrascht bei aller Wehmut die Gelöstheit, die Liebe, mit der sie von einem Deutschland spricht, das zu lieben nach all den Grauen vielen nicht mehr möglich scheint. Und doch, wie tief G. von le Fort den Schmerz des Vergehens durchlebt hat, bezeugt ihr ganzes Werk.

Die Versuchung zur tragischen Schau der Geschichte, zum »unlösbaren Schmerz« an ihr (R. Schneider), hat die Dichterin gekannt. Sie spricht von des Kindes »Schwärmerei für die Gestalten des alten Reiches« (38), aber auch vom bleibenden Schmerz um das Deutschland ihrer Jugend, von der »nie vernarbten Wunde

um das einstige Reich . . . – in dessen Untergang ich mich gefunden, das ich aber nie vergessen habe« (46). Nichts an diesem Schmerz wird verleugnet, nicht »das tiefe Leiden an der Weltgeschichte« (92). In Rom begegnet ihr »die schweigende Erhabenheit und Tragik dieser ergreifenden Trümmer . . . – ich lernte von ihnen, die Stürme und Stürze der Vergangenheit tränenlos zu tragen« (100).

Die Haltung von »Spiegeldhens« Großmutter im »Schweißstuch der Veronika« verkörpert dieses edle Verharren inmitten des Vergänglichen. Tragischer, zerrissener erscheint sie im Heidelberger Professor im »Kranz der Engel«, in dem wohl Ernst Troeltsch, ihr Lehrer, dargestellt ist, bei dem sie »dieser melancholischen Einsicht« begegnet ist (100): es ist jenes »schwermütige Klima unentrinnbarer Vergänglichkeit« (Th. Kampmann, WM 50), jene »Ausweglosigkeit«, die G. von le Fort bei E. Troeltsch erschüttert (HL 100). Noch erschreckender, konsequent bis zur Vernichtung, erscheint die Versuchung in der Gestalt Enzios. Das jugendliche Schwärmen auf den Kaiserforen in Rom und in der Kaisergruft in Speyer wird nach der nicht verwundenen Demütigung der Niederlage zum niederwalzenden Haß auf alles Gewesene. Die Schleusen der Unterwelt tun sich auf; vor deren Gewalt versagen das edle Menschentum der Großmutter, die tragische Halbgläubigkeit des Professors: »Die Tragödie Enzios ist der Sturz Deutschlands aus der Poesie und Geistigkeit, aus dem Dichtenden und Denken in das ›Werk‹, in die Bewegung einer machtmäßigen Wiederbelebung Deutschlands« (A. Dempf, WM 40).

Die Polemik, die »Der Kranz der Engel« ausgelöst hat, ist heute wohl weitgehend vergessen. Gültig bleibt der Versuch einer christlichen Antwort auf die Tragödie Deutschlands und, darüber hinaus, auf die Macht des Bösen (»Das Böse hat keine andere Macht als die Ohnmacht des Guten«; E 208). Gültig bleiben die Worte, die damals Th. Kampmann schrieb: »Wir halten uns verpflichtet, auf diese Interpretation hinzuweisen, weil sie die einzige im deutschen Sprachraum erschienene ist, die dem großen Gegenstand wahrhaftig gerecht wird« (WM 7): Nicht unlösbarer Tragik ist das letzte Wort über die deutsche Vergangenheit, ja über die Geschichte als ganze, sondern jenes Wort im Schlußchoral des großen Zapfenstreichs, das im Roman eine Schlüsselstellung hat (vgl. HL 46): »Ich bete an die Macht der Liebe«.

Nach ihrem eigenen Zeugnis war es ein Wort eines Onkels, geschrieben kurz vor dem Ausbruch des Nationalsozialismus, das der Dichterin durch die Kataklysmen der Zerstörung hindurch leuchtete und das sie wie ein kostbares Vermächtnis bewahrt: »Ich werde diese Zeit nicht mehr erleben, aber Du wirst es. *Vergiß nicht, daß es auch dann noch Gnade geben wird*« (HL 65). G. von le Fort hat dieses Wort zum Herzstück einer ihrer ergreifendsten Erzählungen gemacht: »Das fremde Kind«.

### Mitte

Der Zeitraum dieser späten Erzählung (1961) umspannt die Lebenszeit der Dichterin. Vieles trägt den Stempel persönlicher Erinnerung: der verlöschende Charme der ländlichen Sommerresidenz, das Zuendegehen des herrschaftlichen Lebens, Krieg und Niederlage, das Aufkommen des Nationalsozialismus und wieder Krieg,

neue, unvorstellbare Schuld, die Grauen der Judenmorde. Im Mittelpunkt steht die Gestalt »Gläschens«, die Verkörperung der schutzlosen Zerbrechlichkeit des Erbarmens. In »Gläschen« wird die einzige Macht sichtbar, die Bestand hat: »Der Zerstörungswille dieser Welt zerschellt nur am Erbarmen und einzig an ihm«, heißt es in einer historischen Erzählung, die eine Antwort sucht auf die Frage nach dem Sinn der Zulassung des Tyrannen (»Die Consolata«, E 271).

Was in der heilen, alten Welt als mitleidige Sentimentalität erschienen war, Gläschens »merkwürdig empfindliches Verhältnis zu allem Lebendigen« (E 555), sollte sich in einem neuen Licht zeigen, als das gräßlich lebensverachtende Gesicht des Machtwillens offenbar wurde. Aber gerade an ihm erweist sich die Macht des Erbarmens. Gläschens belächelte Zärtlichkeit, die »fast immer an der Schutz- und Hilflosigkeit der Wesen erwachte« (583), konnte erst recht nicht vor dieser letzten Hilflosigkeit haltmachen: der ausgeweglosen Verfallenheit an die Macht, verkörpert in der Gestalt Jeskows. Als SS-Offizier wird er schuldig an Judenmorden: »Ich sehe noch immer das kleine jüdische Mädchen vor mir, das mich mit seinen flehenden Augen beschwor, als man es abführte . . .« (601).

Diese Augen begegnen ihm wieder . . . in dem Judenmädchen, das Gläschen aufnimmt und als ihre Tochter ausgibt, als seine Mutter ins KZ kommt: »Wie mutig du bist, Gläschen, sagte ich ergriffen. Sie lachte unbefangen: »Ach nein, ich war nicht mutig, ich hatte nur keine Angst.« (605). Die Augen dieses wehrlosen, anhänglichen Kindes bedeuten für Jeskow, den verwundet Heimgekehrten, die ganze Qual seiner Selbstvorwürfe, seiner Schuld, die »Ich mir selbst nicht verzeihen kann« (615). Erst der Glaube an die Wirklichkeit stellvertretender Gnade vermag die Qual zu lösen. In diesem Kind, das ihm durch den Krieg zu retten bleibt, besiegt Jeskow die Macht des Erbarmens, die er in Gläschen zurückgewiesen hatte. Damit aber »sind die Furien für immer von ihm gewichen« (621). G. von le Fort sieht hier die einzige Möglichkeit echter »Bewältigung der Vergangenheit«. »Mein Kind«, sagt einmal der Onkel zur Erzählerin, »wir dürfen unser Volk nicht nur lieben, wenn es unserer Eitelkeit entspricht, sondern wir müssen es so lieben, wie Gott den Menschen liebt, der ihn immerfort enttäuscht . . . Gewiß, das Gericht wird furchtbar sein, aber es wird auch dann noch Gnade geben« (596).

»Deutschland lieben« — dies heute zu sagen, ohne Erröten oder zynischen Spott, auch ohne verdrängendes Vergessen, ist nur möglich auf dem von der Dichterin gewiesenen Weg: »Die Welt hat unserem Volk nicht vergeben, und das ist ganz in der Ordnung, wiewohl nicht besonders wichtig — wichtig ist nur, daß unser Volk sich selbst nicht vergeben hat und auch nicht vergeben darf, daß es aber eine stellvertretende Gnade gibt« (620 f.).

Das Geheimnis der Stellvertretung steht auch in der Mitte jener Erzählung, die »dem Andenken der toten Kinder des Weltkriegs« gewidmet ist: »Die Unschuldigen« (1953), in der die Dichterin die Schuld am Massaker von Oradour thematisiert. Es wird keine Schuld verrechnet. Zu groß ist das Leid, zu schmerzlich das Bild der verbrannten Kinder in der französischen Dorfkirche, der vergasten Kinder in den KZ's, der Bombengetöteten, die wie Puppen auf dem Pflaster liegen, der erfrorenen Kinder bei der Flucht übers Haff: »Die ganze Welt ist ja voll vom Leiden der Unschuldigen!« (351). Kann man nach Oradour, nach

Auschwitz, nach Dresden noch an die Barmherzigkeit Gottes glauben? Es gibt keine glatte Antwort; doch der Blick fällt, zu Weihnachten, auf das Bild jenes kleinen Kindes »mit Zepter und Krone, ein ganz kleines Kind mit dem Reichsapfel — wie furchtbar erschütternd!« »Armes, kleines Christuskind, hast du jemals etwas Grausames verhindern können?« (349). Es gibt keine Lösung, nur die Zustimmung zur stellvertretenden Gnade: in ihr begegnen sich, in der unsichtbaren Wirklichkeit der Gnade, die einsam überlebende Mutter von Oradour und die deutsche Mutter, die den Tod ihres Kindes als Stellvertretung annimmt: »Maria, nimm mein Kind . . .« (367).

Nur die Allmacht des Erbarmens kann hinabsteigen bis in den Abgrund der Entmenschlichung unseres Jahrhunderts. In der »Opferflamme« (1941) heißt es von dem russischen Dichter: »Dieser arme Mensch war offenbar nur äußerlich den Dämonen seiner Heimat entkommen, innerlich hatten sie ihn eingeholt . . .« (E 156); es war in ihm »etwas völlig Leergewordenes, gänzlich Hoffnungsloses« (154), und die Dichterin ahnt, ähnlich wie im Ringen mit dem Nihilismus Enzios im »Kranz der Engel«, daß dieser Mensch von dem Glauben, der sie erfüllt, nicht mehr erreichbar ist (154). Nach allem, was er durchlebt hat, bleibt ihm nur zu sagen: »Die Liebe ist doch heute auf der ganzen Welt abgeschafft« (157). Wie kann diesen Menschen noch die ewige Liebe erreichen? »Wenn eine Seele nicht mehr an die Gnade Gottes glauben kann, so muß der Mensch die Gnade Gottes übernehmen« (E 603) — in diesem Gedanken sieht G. von le Fort die Antwort. Sie leitet daraus kein »Strukturgesetz« ab, keine Weltformel. Diese Antwort bleibt dem Glauben vorbehalten. Solche Stellvertretung ist nur möglich vom Kreuz Christi her, niemand kann sie sich selbst anmaßen. Wer aber dazu gerufen wird, kann »die Gnade Gottes übernehmen«.

Die Geliebte des russischen Dichters schreibt ihm in der Stunde hoffnungsloser Ausgeliefertheit im Gefängnis die erlösenden Worte:

»Ich wurde mit höchster Klarheit inne, daß Tod und Untergang nichts anderes sind als Formen der Liebe — letzte, unwiderstehliche. Ich begriff — nein, ich schaute an das entschleierte Geheimnis, daß an den unermeßlichen Opfern unserer Tage nicht nur unser menschliches Leben und Sein, sondern auch das Leben und Sein unserer ganzen Kultur teilnimmt und teilnehmen muß — ich begriff, daß die ungeheuren Gaben an die Vernichtung, welche eine verfinsterte Welt heute dem Haß und der Verzweiflung darbringt, von uns, die wir diesen Haß und diese Verzweiflung nicht teilen, umgewandelt werden müssen in die Opfer der Liebe und der Hoffnung. Ich willigte in diese Verwandlung ein« (163 f.).

Die »Opferflamme« der Liebe ist allein fähig, »die Toten zum Leben zu erwecken« (166), denn sie ist jener »österliche Kuß des alten Rußland«, an den der Dichter nicht mehr glauben konnte.

### *Misericordias Domini*

Den Christen ist aufgetragen, auf die »Zeichen der Zeit« zu achten. Wie solches Entziffern heute aussehen kann, hat G. von le Fort in selten prophetischer Klar-

heit gezeigt. Ich möchte es die »österliche Lektüre« der Geschichte (und der Gegenwart) nennen. Geschichte ist nicht im letzten die notwendig-unmögliche Tragik des Lebens, denn seit Golgotha ist ihre verborgene Leitspur der Sieg der gekreuzigten Liebe. G. von Le Fort hat in ihren historischen Romanen und Erzählungen versucht, diese Leitspur in den Krisen und Umbrüchen der Geschichte aufzudecken. So, wie im »Papst aus dem Ghetto« das Geheimnis des Petrusamtes und der Kirche geschaut ist; so, wie das Drama der Glaubensspaltung in der »Magdeburgischen Hochzeit« ausgeleuchtet ist, gelingt es selten einem theologischen Traktat, für die Realität des Mysteriums sensibel zu sein. Während sich die Theologen in den Fragen nach den »Strukturen der Kirche« verheddern, spricht hier unmittelbar deren Wirklichkeit an. Wo die Theologie den Dienst versagt, Geschichte als dieses feine Gewebe aus Gnade und Antwort, aus den siegreichen Niederlagen der ohnmächtigen Liebe zu lesen, dort wird es die Dichtung tun, oft ohne es zu wissen. Denn solche »Lesehilfe« ist auch Sache der Dichter.

In der »unwiderstehlichen Neigung« der Dichter, »sich der Verfeimten und Verurteilten, auch der schuldig Verurteilten anzunehmen, die Verirrten auf ihrem Weg zum Abgrund zu begleiten, das Untergehende und Sterbende ans Herz zu ziehen« (WG 90 f.), sieht G. von le Fort eine — oft verborgene, ungeahnte — Hinordnung der Dichtung auf das Christliche. Daher ihr festes Vertrauen, daß selbst in einer scheinbar entchristlichten Welt die Dichtung die verborgene Spur des »Herzens der Welt«, der gekreuzigten Liebe, erspüren wird, denn »echte Poesie bleibt unerschütterlich die große Liebende der Schuldigen und Verlorenen« (WG 93). Wo die Dichtung freilich anfängt, »moralische Anstalten« zu machen, wo sie nach ihrem ideologischen Vorzeichen und der dazugehörigen moralischen Entrüstung bemessen wird, geht ihr das Sensorium für diese Spur verloren (vgl. WG 92 f.).

Daß es keiner Ideologie, keiner Mode, keiner Macht, auch keiner Krise der Kirche gelingen wird, diese Spur jemals ganz zu verschütten, ist für G. von le Fort keine menschliche Hoffnung, sondern Glaubensgewißheit. Denn »die Erscheinung Christi besagt, daß von Gott her ein für allemal ein Strich unter den Menschen des reinen Erfolgs einerseits und die Welt der reinen Gerechtigkeit und Vergeltung andererseits gezogen und das erlösende Erbarmen auf den Thron erhoben wurde« (WG 91).

In ihren Erinnerungen sagt die Dichterin, ihr erster Kirchgang sei auf den Sonntag »Misericordias Domini« gefallen — sie erinnerte sich nicht selber daran, die Mutter hat es ihr später erzählt. So war dies das erste Wort, das die Stimme der Kirche zu ihr sprach: »Vom Erbarmen des Herrn will ich in Ewigkeit singen« (Ps. 89,2). Gertrud von le Fort ist dieser Stimme treu geblieben.